

Dokumentation

Frankfurt am Main

■ 28. November 2023

www.epd.de

Nr. 48

■ Verleihung des ökumenischen Predigtpreises 2023

16. Oktober 2023, Schlosskirche der Universität Bonn

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
gGmbH
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,
60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt

Geschäftsführer:
Direktor Jörg Bollmann
Verlagsleiter:
Bert Wegener
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Karsten Frerichs

epd-Dokumentation:
Verantwortlicher Redakteur:
Uwe Gepp
Tel.: (069) 58 098 -135
Fax: (069) 58 098 -294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst
epd-Dokumentation dient der
persönlichen Unterrichtung.
Nachdruck nur mit Erlaubnis und
unter Quellenangabe.
Druck:
Strube Druck & Medien GmbH
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

■ Klimaaktivistin Neubauer mit ökumenischem Predigtpreis gewürdigt

Bonn (epd). Die »Fridays for Future«-Aktivistin Luisa Neubauer ist mit dem ökumenischen Predigtpreis für ihr Lebenswerk ausgezeichnet worden. Die 27-Jährige habe »innerhalb weniger Jahre das Bewusstsein von der gesellschaftlichen Aufgabe der Bewahrung der Schöpfung maßgeblich mitgeprägt«, erklärte der Vorsitzende der Jury, der evangelische Theologieprofessor Eberhard Hauschildt, am 16. Oktober in der evangelischen Schlosskirche der Universität Bonn.

Mit ihren öffentlichen Reden habe Luisa Neubauer »einen wichtigen Beitrag für die Predigtkultur der Gegenwart in der globalen Klimakrise geleistet«. Das habe die Jury überzeugt, sie als »das deutschsprachige Gesicht der Klimabewegung Fridays for Future« dieses Jahr für ihr Lebenswerk zu ehren. Neubauers Reden und Denken enthalte »Leitmotive zu religiösen Kontexten und existenziellen Fragestellungen wie Kraft, Hoffnung und Mut sowie zum Umgang mit Ohnmacht«, erklärte Hauschildt.

Der Preis solle sie »nicht als Heldin stilisieren«, sondern »ihre Art von Sensibilität für die Tiefen des Lebens« würdigen, sagte der Professor von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Uni-

versität Bonn. Beispielhaft sei eine Kanzelrede im Berliner Dom zum Jesuswort »Sorget nicht« aus der Bergpredigt. Darin habe Neubauer theologisch treffend wie eindrucksvoll davor gewarnt, »Gott als Ausputzer für Fehlverhalten und Untätigkeit des Menschen zu gebrauchen« und zugleich dafür geworben, »den Glauben an eine bessere, gerechtere Welt, die möglich ist, solange wir für sie kämpfen, nicht zu verlieren«.

Luisa Neubauer, selbst evangelisch und in der Jugendarbeit ihrer Gemeinde in Hamburg aufgewachsen, nahm die Ehrung »stellvertretend für alle Engagierten in der Klimabewegung« an. »Zynismus und Resignation sind die größten Gefahren unserer Zeit.« Sie erlebe Predigten und auch Kirche als »Kraftzentren«, weil sie »Menschen aufrichten können und einladen, bewusst zuzuhören und innezuhalten«. Das sei Voraussetzung, »damit Menschen ihre Sorge in Fürsorge verwandeln können«.

Der nicht dotierte Preis wird seit dem Jahr 2000 verliehen. Vor Luisa Neubauer sind als Personen der Zeitgeschichte unter anderem bereits die Theologin Margot Käßmann, der 2005 gestorbene Kabarettist und Schriftsteller Hanns Dieter Hüsch sowie der 2013 gestorbene Literaturhistoriker Walter Jens für ihr Lebenswerk ausgezeichnet worden.

Nathalie Schuler erhielt den Preis

für die beste Predigt. Schuler studiert altkatholische Theologie und hat die Jury mit einer Predigt in einem Gottesdienst in der altkatholischen Gemeinde St. Willibrord in München zum Christopher Street Day 2023 überzeugt. Die Predigt habe auf jedes »Moralin« verzichtet und stattdessen queere und nicht-queere Menschen zugleich, theologisch und rhetorisch gekonnt, angesprochen mit der biblischen Frage: »Wer bist du und was sagst du von dir selbst?«

Die Jury würdigte die Predigt als beispielhafte Verkündigung, dass Gottes Liebe allen Menschen gelte und jedes Leben seinen von Gott geschenkten Sinn habe. Nathalie Schuler dankte für den Preis als »Mutmacher für die vielen queeren christlichen Projekte, die unterschiedlichste Frömmigkeitsstile miteinander verbinden«.

Seit dem Jahr 2000 wird der ökumenische Predigtpreis in Bonn verliehen, verantwortet von theologischen Institutionen an der Universität Bonn. Der Preis geht zurück auf eine Initiative des Bonner Unternehmers Norman Rentrop, Gründer des »Verlags für die Deutsche Wirtschaft«. Dieses Jahr erstmalig in Kooperation mit dem »Verlag am Birnbaum«.

(epd-Basisdienst, 16.10.2023)

Quellen:

Verleihung des ökumenischen Predigtpreises 2023

16. Oktober 2023, Schlosskirche der Universität Bonn

Fotos (S. 5, 7, 9, 11, 17): epd-bild / Guido Schiefer

Inhalt:

Verleihung des Ökumenischen Predigtpreises 2023 16. Oktober 2023, Schlosskirche der Universität Bonn

► Prof. Dr. Andreas Krebs: Begrüßung	4
► Dekanin Prof. Dr. Cornelia Richter: Grußwort	6
► Prof. Dr. Angela Rinn: Laudatio für Nathalie Schuler – Predigtpreis für die beste Predigt	7
► Nathalie Schuler: Dankesworte	9
► Prof. Dr. Eberhard Hauschildt: Laudatio für Luisa Neubauer – Predigtpreis für das »Lebenswerk« (»Prophetische Stimme«)	11
► Luisa Neubauer: Dankesworte	17

Predigten

► Nathalie Schuler	21
► Luisa Neubauer	24

Aus der epd-Berichterstattung

► Klimaaktivistin Neubauer mit ökumenischem Predigtpreis gewürdigt	2
--	---

Begrüßung¹

Prof. Dr. Andreas Krebs, Mitglied der Jury, Alt-Katholisches Seminar, Universität Bonn

Verehrte Preisträgerin Nathalie Schuler, verehrte Preisträgerin Luisa Neubauer, sehr geehrte Dekanin Prof'in Dr. Cornelia Richter, verehrte Frau Prädikantin und gesundheitswissenschaftliche Professorin Dr. Hilke Bertelsmann, verehrte Vikarin Franziska Neudert, verehrter Pfarrer und Superintendent em. Dr. Rainer Stuhlmann.

Sie drei gehören ja zu denen, deren Predigt ebenfalls in dem Predigtpreis-Begleitheft mit abgedruckt ist als Beispiele richtig guter und eigentlich auch preiswürdiger Predigt. Andere von der Shortlist für die beste Predigt konnten zeitlich nicht, haben sich sehr über unsere Rückmeldung gefreut und den beiden Personen mit den Hauptpreisen uns die besten Wünsche übermittelt liebe Damen und Herren, liebe Studierende, und last but not least auch Vertreter*innen der Presse, es ist mir eine große Freude, Sie alle heute hier zur 22. Preisverleihung des Bonner Ökumenischen Predigtpreises zu begrüßen!

Endlich kann wieder in einem vollen Haus hier eine Predigtpreisverleihung stattfinden. Wie schön, dass Sie alle da sind.

Wir sind hier freilich, auch das sei hier nicht unangesprochen, heute zusammen, nachdem vor neun Tagen ein lang geplanter Überfall der Regenten eines Nachbarstaats auf Israel stattfand. So ist nun ausgerechnet dort, wovon die meisten Bibeltexte erzählen, wieder Krieg. Da ist unser Mitgefühl mit den unschuldigen Opfern von eindeutig schuldigen hasserfüllten Tätern, da sind unser Sorgen, wie es weitergeht kann und unser Blick auf das tragische Dazwischen, wo auch kriegsrische Selbstverteidigung viele trifft, die ebenso nur den Frieden wünschen. Übrigens, eine der in dem Heft in Ihrer Hand abgedruckten Predigten, die von Volker Leppin, geht genau dieser Frage von Opfern und Tätern nach.

Und doch nun weiter zum Anlass unseres Treffens. Wir als Jury waren begeistert über die Vielzahl an guten Predigten, die uns eingesendet wurden. Und aus diesen haben wir eine Predigt gekürt, die mit guten Gründen als beste Predigt mit dem Preis 2023 ausgezeichnet werden kann – ohn' Ansehn der Person, aber mit Wertschätzung

ihrer Leistung, das Potenzial christlicher Predigt voll auszuschöpfen. Mehr dazu dann in der Laudatio.

Bei dem Preis für das Lebenswerk verhält es sich noch einmal anders. Hier geht es ja um eine Auszeichnung für eine Wirkung in der öffentlichen Gesellschaft insgesamt, der Kultur etwa (Hanns Dieter Hüsch war der erste Preisträger) oder aus dem geistlichen Leben, so etwa bei der erst Kabarettistin und später Ordensschwester Isa Vermehren oder aus der Politik, wie bei dem damaligen Bundestagspräsidenten und CDU-Politiker Norbert Lammert. Es geht beim Lebenswerkpreis um die Auszeichnung einer in der einen oder anderen Art in der Öffentlichkeit stehenden Person, für deren Beitrag für eine Kultur, die auch einen Sinn für die existentielle und religiöse Dimension zeigt. Mehr dazu auch hier in der Laudatio.

So seien wir also gespannt. Und haben uns, wie fast immer, versammelt in der Schlosskirche in einem Universitätsgebäude, das einmal früher Repräsentationsschloss der Kölner kurfürstlichen Erzbischöfe war, in dem in der napoleonischen Zeit für eine paar Jahre der Göttin der Vernunft gehuldigt wurde, dessen protestantische Handschrift durch eine Kanzel über dem Altar nicht übersehbar ist, obwohl heute in Gottesdiensten auch bei der Predigt so gut wie immer von dem Pult, an dem ich stehe, gesprochen wird. In einem Gottesdienstraum – mit einer Klais-Orgel aus dem 21. Jahrhundert (wir haben sie neben der Trompete schon gehört). Und einem Raum, in dem auch wir heute nicht nur hören, sondern uns auch vor dem Singen, ja vor dem Beten nicht schämen brauchen. Es ist ja der Kontext, aus dem die Predigt entstand und für den die meisten Predigten verfasst sind.

In diesem Universitätsraum hier, in dem auch Beethoven musiziert hat, liegt ein historischer Glücksfall vor, darin wie am gleichen Ort Predigt, Kunst und akademische Reflexion zusammenkommen.

Und nun bitte ich um das Grußwort der Universität. Wir hören Dekanin Prof. Dr. Cornelia Richter.

Anmerkung:

¹ Vor Beginn der Veranstaltung mit der Eingangsmusik hatte sich Matthias Gülzow den Anwesenden kurz vorgestellt, Geschäftsführer des Verlags am Birnbach, der seit diesem Jahr als Sponsor die Predigtpreisverleihung und die Predigtpreisarbeit überhaupt unterstützt, auch mit der Umsetzung von

Öffentlichkeitsarbeit und Betreuung der Website predigtpreis.de. Der Verlag am Birnbach verlegt Materialien für christliche Kirchengemeinden (z.B. Spruch- und Motivkarten, Kalender bis hin zu einzelnen Büchern, nimmt auch sonstige Literaturbestellungen an). Der Journalist Dr. Gülzow (Medienpsychologe und Theologe) ist zugleich Geschäftsführer des Evangelischen Presseverbands Norddeutschland und von Radio Paradiso. 



Eberhard Hauschildt, Angela Rinn, Nathalie Schuler, Luisa Neubauer, Andreas Krebs (v.l.)

epd-bild / Guido Schiefer

Grußwort

Dekanin Prof. Dr. Cornelia Richter, Universität Bonn

Die Verleihung des Predigtpreises ist für die Universität ebenso relevant wie für die Theologischen Fakultäten und die Kirchen. Denn eine Predigt ist immer auch analysierende, tröstende und prophetische Rede, mit der die Prediger*innen auf eine ganz eigene Weise in unsere Gesellschaft hinein sprechen. Sie fügt unserem akademischen Arbeiten in Forschung und Lehre eine weitere Stimme hinzu, die mühelos in Einklang zu bringen ist mit den vielen Perspektiven und Lebensentwürfen, die wir in der Universität miteinander ins Gespräch bringen. Das ist nicht zufällig. Lernen wir doch in den letzten Jahren immer mehr, dass sich die großen Fragen menschlichen Lebens nur über Fach- und Fakultätsgrenzen hinaus gemeinsam bearbeiten lassen und es deshalb mehr als nur diese oder jene Methodik, Argumentation und Darstellungsweise gibt. Das gilt ganz besonders für all jene Forschungsfragen, die aus einer dringlichen Gegenwart erwachsen, die wir selbst kaum verstehen, und in eine Zukunft reichen, die wir nur zum Teil erahnen können. Es ist eine Dringlichkeit, die keinen Aufschub erlaubt und in der es, die Großmutter hat recht, tatsächlich »um alles« geht. Genau deshalb wäre es freilich fatal, wenn wir resignativ die Hände in den Schoß legen und uns dem vermeintlichen Schicksal hingeben würden. Viel-

mehr gilt es, der Intuition der jungen Generation zu folgen, ihre Vorstellungen produktiv abzuwägen und uns ihrer Dynamik anzuvertrauen. Vieles davon werden wir Älteren mit einer gehörigen Skepsis betrachten, eher unsicher, ob die Maßnahmen den gewünschten Erfolg werden haben können – zumindest mir selbst geht es an vielen Stellen so. Aber die eigenen Maßstäbe für antastbar halten und alles, was ist, der kritischen Prüfung zu unterziehen, das ist der Kern dessen, was die akademische Forschung ausmacht.

Deshalb darf ich Sie alle sehr herzlich grüßen vom Rektor der Universität Bonn, Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Michael Hoch. Er hätte sehr gerne an dieser Veranstaltung teilgenommen. Er ist jedoch auf dem Weg nach Berlin zur bereits seit Langem terminierten Verleihung der Heinz Maier-Leibnitz-Preise 2023 durch die DFG – hier wird Vera Traub aus der Bonner Mathematik für herausragende Leistungen ausgezeichnet. Die Themen, für die Luisa Neubauer und Nathalie Schuler stehen, sind für die Universität Bonn in ebenso vielfältiger Weise von großer Bedeutung. Rektor Hoch hat mich daher ausdrücklich gebeten, den Preisträgerinnen die herzlichsten Glückwünsche der Universität Bonn zu überbringen. 

Laudatio für Nathalie Schuler – Predigtpreis für die beste Predigt

Prof. Dr. Angela Rinn, Mitglied der Jury, Theologisches Seminar der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN), Herborn

Drei Versuchungen begegnet Jesus in der Wüste. Drei Versuchungen gibt es für jede Predigt und alle Predigenden. Die Predigt kann sich, erstens, künstlerisch von der höchsten Zinne des Tempels stürzen und - dekorativ von Engeln begleitet – abstürzen; sie kann, zweitens, das »Ich des Predigenden« ins Zentrum stellen und glauben, dieses »Ich« sei der Mittelpunkt der Welt und man habe die Weisheit und Deutungshoheit gepachtet; und sie kann, drittens, sich in reiner Ethik auflösen und meinen, damit könnten die Probleme der Welt gelöst werden.

Wenn eine queere Person eine Predigt in einem ökumenischen CSD-Gottesdienst halten möchte, dann lacht sich der Teufel schon ins Fäustchen. Die wird doch bestimmt ihre eigene Queerness ins Zentrum stellen, die wird moralisch werden und sich als Opfer stilisieren.



Doch Nathalie Schuler dreht dem Teufel eine lange Nase. Die Predigt führt uns allen vor Augen, was eine biblisch-theologisch fundierte Predigtkultur leisten kann. Nathalie Schuler stellt ins Zentrum ihrer Predigt den Bibeltext, die Frage an Johannes den Täufer: »Wer bist du? Was sagst du von dir selbst?« Sola scriptura hat Martin Luther das genannt.

Dieses Evangelium bettet die Predigt in die alttestamentliche Lesung, den Jubelgesang der Miriam und den tiefgründigen Psalm 139 ein, der davon spricht, dass Gott uns schon kannte, noch bevor wir im Leib unserer Mütter entstanden sind. So vertraut die Auslegung darauf, dass Synergieeffekte entstehen, die ein Licht auf das Leben von Menschen werfen können. Scriptura sacra sui ipsius interpres hat Luther dieses Verfahren genannt. Damit ist die Predigt gut reformatorisch unterwegs und zeigt zugleich mit den benannten Heiligen aus der Geschichte der Menschheit ihre

katholischen Wurzeln. Das steht ganz in der Tradition der alt-katholischen Kirche, die von ihren Anfängen an nach Verbindendem gesucht hat. Wenn wir dieser Predigt zuhören, hören wir daher eine wahrhaft ökumenische Predigt.

Diese Predigt richtet sich in einem CSD-Gottesdienst an alte und junge Menschen, an queere und nicht queere Personen. Da sie auf jegliches Moralisieren verzichtet und stattdessen den Zuhörenden die Augen und Ohren für die Geschichte Gottes mit seinen Menschen öffnet, werden mit ihren Worten nicht nur die Sinne,

sondern auch die Herzen geöffnet. Alle werden aufgefordert, Rechenschaft abzulegen: »Wer bist du? Was sagst du von dir selbst?« Nathalie Schuler erzählt Geschichten davon, was Menschen darauf geantwortet haben und wie sie – auch mit ihrem Leben – dafür eingetreten sind. Was die Pre-

digt schildert, sind keine »l'art pour l'art-Szenen« eines Films, sondern Geschichten von Menschen, die bewegen. Nathalie Schuler zeigt diese Menschen nicht als Opfer, auch sich selbst nicht, obwohl andere sie zu Opfern abstempeln wollten und wollen.

»Wer bist du? Was sagst du von dir selbst?« Johannes der Täufer ist eines gewaltsamen Todes gestorben, weil er nicht ins Schema passte. Noch sein Tod wird einer jungen Frau in die Schuhe geschoben, obgleich es doch Mächtige waren, die ihn hinrichten ließen und dafür die eigentliche Verantwortung tragen. Nathalie Schuler erzählt von mutigen Menschen, die oft genug ihr Leben eingesetzt haben, um leben und lieben zu dürfen in der Weise, in der Gott sie erschaffen hat. Nathalie Schuler erzählt Szenen aus dem eigenen Leben, doch nicht, um sich ins Rampenlicht zu setzen. Vielmehr wird sofort deutlich, dass die Predigt – ganz im Sinne Manfred Josuttis – das

Ich nicht als Selbstdarstellung nutzt, sondern reflektiert die eigene theologische Identität präsentiert. Oder mit einem von mir geprägten Begriff zu sagen: Nathalie Schuler lebt eine »Predigende Existenz«, die sich selbst durchlässig macht für das Wirken des Heiligen Geistes, und wagt es, dabei sehr verletzlich zu sein. Das macht eine große Stärke dieser Predigt aus.

Wen kann es kalt lassen, wenn Nathalie Schuler im Rückblick auf die eigene Taufe schildert, dass noch das Wasser funkelt und die Worte erklingen, die die Kraft hatten, mit neuem Leben zu erfüllen. Mich hat das sehr berührt, denn mit dieser Predigt ist mir wieder deutlich geworden, was für wunderbare, einzigartige Gedanken Gottes wir alle sind und dass Gott einen Plan mit uns hat. Wie furchtbar es ist, dass die Würde von Gottes Geschöpfen überall auf der Welt mit Füßen getreten wird, in teuflischen Systemen, von verblendeten Menschen.

Die Sehnsucht der Menschen nach einer Welt, in der alle friedlich ihre Liebe leben dürfen, wird in dieser Predigt lebendig. Zugleich spüre ich die Gewissheit, dass wir alle keine Opfer mehr sind und niemand mehr die Macht hat, uns zu Opfern zu erklären. Gottes Liebe, das verkündet Nathalie Schuler, gilt jedem Menschen, und das schenkt jedem Menschen Würde und Lebenssinn.

Der Psychiater und Auschwitz-Überlebende Viktor Frankl, Begründer der Logotherapie, hat uns

gelehrt, dass diesen Sinn auch das menschenverachtendste System nicht zerstören kann. Nathalie Schuler bettet diese Erkenntnis biblisch-theologisch ein, predigt von Heiligen, die uns vorangegangen sind, von Glaubenszeugen, von der Gemeinschaft der Gläubigen, und stellt uns zugleich die Hoffnung auf das Reich Gottes vor Augen. Es ist nahe!

»Wer bist du? Was sagst du von dir?« Nathalie Schuler bleibt bescheiden. Überhebt sich nicht und macht sich nicht zum Mittelpunkt der Welt. »Ich bin verschwindend klein in der großen Menge von Gottes wunderbar geschaffenen Menschen«, heißt es in der Predigt. Zugleich wird klar: Dieser Mensch hat eine Botschaft, eine Mission! »Ich bin einer Liebe begegnet, für die ich leben muss, um sie weiterzugeben!« Was für ein Mut! Was für eine Größe und Entschlossenheit!

Nathalie Schulers Predigt hat sehr zu Recht in diesem Jahr den Predigtpreis gewonnen. Weil sie uns Mut macht, Hoffnung schenkt und Glaubensgewissheit; weil sie mit ihren Worten auch die Erinnerung an das Wasser, mit dem wir getauft worden sind, funkeln lässt. Weil sie uns daran erinnert, dass jedes Leben einen gottgeschenkten Sinn hat.

In ein Gebet, Schlusssatz dieser ausgezeichneten Predigt, mögen wir alle einstimmen: »Die barmherzige Liebe unseres Gottes lenke unsere Schritte auf den Weg des Friedens.« 

Dankesrede

Nathalie Schuler

Sehr verehrte Jury, sehr verehrte Ehrengäste aus Kirche und Universität, sehr verehrtes Publikum, ganz herzlichen Dank für diese Auszeichnung – die mich tatsächlich ein wenig sprachlos macht, so unpassend das sein mag für eine Person, die einen Rhetorikpreis entgegennimmt. Es ist etwas Besonderes, wenn die eigenen Worte, die für einen bestimmten Kontext bestimmt waren, dann eine so viel größere Resonanz erfahren. Der Predigtpreis ist nicht nur für mich persönlich eine große Ehre. Ich möchte Ihnen auch im Namen des Teams, das den Münchener Christopher-Street-Day-Gottesdienst vorbereitet, für die Sichtbarkeit und den Aufwind danken, die diese Auszeichnung uns und anderen queer-christlichen Initiativen schenkt.

Und diesem Team gilt umgekehrt auch mein Dank. Die Menschen, die sich für den CSD-Gottesdienst engagieren, sind Haupt- und Ehrenamtliche verschiedener Konfessionen, die jedes Jahr von März bis Juni Ideen austauschen und dabei auch die eine oder andere Differenz ausdiskutieren müssen, was immer sehr konstruktiv geschieht. Auf der Basis einer verbindenden Vision leisten wir dann jeweils einen eigenen Beitrag. Es hat mich gerade in diesem Jahr sehr berührt, wie in unserem gemeinsam vorbereiteten Gottesdienst so vielfältige Gaben, unterschiedliche Frömmigkeitstraditionen und Sprachstile und nicht zuletzt die wochenlange kreative Arbeit vieler einzelner Beteiligten zu einem rundum stimmigen Ganzen zusammengekommen sind. In dieser Zusammenarbeit ist das Wehen des Geistes zu spüren und ich bin zutiefst dankbar, dass ich ein Teil von diesem wunderbaren Beispiel gelebter Ökumene sein darf.

»Was hast Du, das Du nicht empfangen hättest?« (1. Kor 4,7) – mit diesem Vers aus dem 1. Korintherbrief hat unser Dozent für Homiletik an der LMU München meine Kommiliton*innen

und mich dazu ermutigt, aus unserer persönlichen Erfahrung heraus zu predigen. Eine glaubwürdige Predigt ist authentisch, allerdings nicht im Sinn eines Egotrips der predigenden Person, sondern in der Erinnerung daran, dass alles, was wir zu sagen haben, Ausdruck unserer je eigenen Gottesbeziehung ist. Was Sie von mir über das Evangelium erfahren können, ist eben gerade das, was Gott mich davon hat erfahren lassen. Dieser Gedanke hat mich geprägt und mich auch bei meiner Predigt über Johannes den Täufer geleitet. Denn ich habe die Begegnung mit Gott als eine Befreiung erlebt. Ich bin nicht religiös aufgewachsen und wurde erst im Erwachsenenalter getauft. Spiritualität kennenzulernen, war für mich mit dem Gefühl verbunden, gesehen und angenommen zu werden –

in einer tieferen Weise, als ich mich selbst jemals verstehen kann. Die Begegnung mit dem, der Einblick in das Geheimnis hat, das ein Mensch für andere und letztlich auch für sich selbst ist und bleibt, hat mir einen festen Halt gegeben. Auch meine queere Identität ist in dieser Zeit aufgeblüht.

Vor Gott ganz ich

selbst zu sein, bedeutet für mich auch Dankbarkeit dafür, wie Gott mich geschaffen hat: männlich und weiblich, in all meiner Komplexität und Angewiesenheit auf Gott und andere Menschen. Ich bin also durch meinen Glauben freier im Umgang mit Geschlechterrollen geworden. Aber ich bin auch ganz grundsätzlich lebendiger, meine Beziehungen zu anderen Menschen sind reicher und tiefer geworden. Nur aus dieser – meiner – Perspektive kann ich von meinem Glauben sprechen.

In Debatten darüber, was Verkündigung in einer pluralen und zunehmend säkularen Gesellschaft ausmachen sollte, wird bisweilen das »Kerngeschäft« der Kirchen von anderen Themen unterschieden, die dann in Abgrenzung als »ethisch« oder »politisch« bezeichnet werden. Sollten Vertre-



ter*innen der Kirchen über Klimaschutz sprechen, über Flucht und Migration, über Geschlechtergerechtigkeit und queere Lebensrealitäten – oder sollten sie sich auf Glaubensinhalte konzentrieren? Ich kann diese Unterscheidung so nicht teilen. Alle Anliegen, die dem Leben dienen, sind geistliche Themen. Sich auf lokaler und globaler Ebene für Gerechtigkeit einzusetzen, gehört zu dem Glauben an den Gott, der sich uns in der Bibel als Gott des Friedens und der Gerechtigkeit zeigt. Wenn wir die Liebe als höchstes Gebot ernst nehmen, können wir die Sorgen unserer Mitmenschen aus unserem geistlichen Leben

nicht ausklammern, denn die drei Erscheinungsweisen der Liebe – zu Gott, zu unseren Nächsten und zu uns selbst – bedingen einander.

Es ist nicht selbstverständlich, dass ich den Glauben als so lebensbejahend kennenlernen durfte. Allen Menschen, die dazu beigetragen haben – von meinen ersten Begegnungen mit Kirche über meine Taufvorbereitung bis zu meiner jetzigen Gemeinde und meinen Dozent*innen und Kommiliton*innen im Theologiestudium – gilt mein herzlichster Dank. 

Laudatio für Luisa Neubauer - Predigtpreis für das »Lebenswerk« (»Prophetische Stimme«)

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Jury-Vorsitzender, Evangelisch-Theologische Fakultät,
Universität Bonn

I. (Zur Berechtigung dieses Lebenswerkepreises für eine 27-Jährige)

Eine Predigt lädt dazu ein, genauer hinzuhören – auf etwas, was ganz fremd oder auch ganz vertraut sein mag. Sie nimmt sich Zeit für Einwände, Argumente, aber auch Bilder. Ringt um Hoffnung, hat Gespür für Trauer, ja auch Wut. Sie spannt diese ganze Gemengelage auf zwischen dem großen Ganzen – deshalb wagt sie den Begriff und die Vorstellung von Gott – und dem Ich, wie es mir gerade geht, oder uns geht vor Ort und auf dem Globus.

Bei der Vergabe des Lebenswerk-Preises unserer Jury gilt das gleiche *Prinzip* einer kulturellen Sensibilität. Der Preis geht an Personen, deren öffentliches Tun einen Beitrag zu der Art von Kultur im breiten Sinne geht, die auch das Umfeld von Predigt darstellt. Im Blick ist beim Lebenswerkpreis eine

Leistung für einen oder mehrere verschiedene kulturelle Facetten, wie Kunst, Wissenschaft, Rede, Politik, Zivilgesellschaft.

Ihnen, Frau Neubauer, geht es bekanntlich um das Handeln, das verantwortlich auf die *menschengemachten Klimaveränderungen* reagiert. Sie sind geradezu das deutschsprachige Gesicht der Bewegung »Fridays for Future«; diese macht zusätzlich deutlich, wie die Klimakrise junge Menschen noch direkter trifft als welche etwa aus meiner Generation. Wir wollen mit diesem Preis nicht Sie zur Heldin stilisieren. Solch ein Mechanismus läuft zu allen Zeiten ohnehin stark genug, und ist dann auch schnell damit verbunden, dass andere diese Person als Hassfigur verdammen. Wir finden *nicht*, dass jemand für diesen Preis ein bestimmtes Lebensalter erreicht haben muss, weil man ja eine spätere Entwicklung nicht voraussa-

gen könne. Dieses Risiko gibt es auch bei Älteren, wie man derzeit an einem ehemaligen Bürgermeister von New York sehen kann, dem bekannten Anwalt für Donald Trump.

Unser Focus liegt auch nicht einfach darauf, dass Sie die Klimathematik in Ihrer Bewegung maßgeblich mitgestaltet haben. Wir konzentrierten uns auf *eine* Dimension der Art und Weise, *wie* Sie das getan haben.

II. (Sensibilität für »Geschichten« gegen die Ohnmacht)

Wer vom »Wie« reden will, muss in die Details gehen. So will ich hier vor allem reden von dem Buch »Gegen die Ohnmacht. Meine Großmutter, die Politik und ich.«¹ Gestaltet als Bericht, der Einblick geben will in den Dialog zwischen Ihnen und Ihrer Großmutter. Dabei finden sich die Begriffe »Pol-

itik« und »ich« und »meine Großmutter« im Untertitel, im Obertitel steht hingegen das Wort »*Ohnmacht*«. Das zu tun, ist mutig – und unerwartet. Geht es in der Politik eigentlich gerade um die *Gestaltungsmacht*. Politiker*innen reden nicht gerne von der »Ohnmacht«. Im Obertitel ist aber auch diesem Wort nun noch die Präposition »*gegen*« vorangestellt. Das ist *eher typisch* für das Politische. Weil die Versuchung so groß ist, den einfachen Weg zu wählen, und herauszustellen, gegen wen und was man ist: gegen »die da oben« etwa, oder das Tun einer anderen politischen Partei oder auch »die Kirche«, wie sie faktisch ist.

Aber im Fall des Gegenübers »Ohnmacht« funktioniert diese Masche nicht. Denn: Wer gegen die Ohnmacht ist, macht ja eine Aussage über sich selbst: Ich bin gegen meine eigene Ohnmacht, wir sind gegen unsere Ohnmacht. Übrigens: Man



könnte eigentlich auch über jede Predigt die Überschrift setzen: »Gegen die Ohnmacht«.

»Gegen die Ohnmacht« – das ist nicht nur ein besonderer Obertitel. Die Einleitung stellt dar, wieso der Titel gewählt wurde: »... sie ist es, die Ohnmacht, die zum Hauptgegner geworden ist. [...]« (S. 12) Was dann nun dagegen tun? Die Einleitung des Buchs zeigt an, in welche Richtung die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll:

»Meine Großmutter und ich kennen nicht alle Antworten. Aber wir sehen, dass wir es anders machen müssen. Wir sehen, dass wir anfangen müssen, persönlich zu werden. Geschichten zu erzählen. Über die Ohnmacht und ihre Wurzeln. Dass wir den Wurzeln auch an Orte folgen müssen, die nicht mehr oder noch nicht viel besprochen werden.« (ebd.)²

Also 1. »persönlich werden«, 2. »Geschichten erzählen« – und 3.: Die dritte Grundentscheidung des Zurückgehens an die Wurzeln, so geht es weiter, liegt darin, Fragen zu stellen. Es sind gerade keine rhetorischen Fragen, sondern:

»Wir fragen uns: *Woher soll die Kraft kommen*, in diesem entscheidendem Moment nicht aufzugeben? *Woher die Hoffnung*, dass es möglich ist, eine gerechte und nachhaltige Zukunft zu gestalten? *Woher der Mut*, sich dafür einzusetzen? ›Wir werden neue *Mythen* und *Geschichten* brauchen, ein neues Verständnis der Wirklichkeit.« (ebd., sämtliche Kursivierungen E.H.)

Es ist das Zulassen dieser geradezu existenziellen Fragen, mit denen dieses Buch startet. Woher die Kraft, woher die Hoffnung, woher der Mut?!

Dazu braucht es Geschichten, ja Mythen. Und zwar welche mit Qualität, das heißt, dass sie sich als überraschend neu erweisen und dass sie das eigene *Wirklichkeitsverständnis* berühren. Auch braucht es eine Vielstimmigkeit solcher Geschichten. Denn das schlimmste an der Ohnmacht ist die negative Gleichmacherei,³ als wäre tatsächlich an allen Orten und zu allen Zeiten alles gleich.

Darum lautet das Gegenprogramm des Buchs:

»Es wird viele Geschichten brauchen, in diesen Jahren. Geschichten aus allen nur denkbaren Blickwinkeln und Biographien heraus. [...] Wir wollen *zusammentragen, was uns bewegt, was uns zusammenbringt und worüber wir streiten*.« (S. 12f., Kursivierungen E.H.)

Also dem nachgehen, was jeweils bewegt, darin das Gemeinschaftliche genauso wie das Unterschiedliche.

Das Unterschiedliche kommt in dem Buch nicht zu kurz und liegt im Einzelfall ganz anders als erwartet. Luisa Neubauer erzählt:

»Meine Herangehensweise an das Leben in einer verschwenderischen Gesellschaft (Empörung ja, aber nur, wenn der Anlass stimmt, und gerne mit freundlicher Bitte) und die meiner Großmutter (Empörung immer!) müssen manchmal wirken, *als lebten wir in Paralleluniversen*. Als sei nicht sie, sondern ich die 89-Jährige voller Altersmilde, und sie die junge Radikale.« (S. 99, Kursivierung E.H.)

Zu diesen Geschichten aus verschiedenen Blickwinkeln gehört auch diese:

»Meine Großmutter spricht in diesem Zusammenhang viel von der Lyrikerin Mascha Kaléko, die einmal schrieb:

*Herr, du gabst uns die Welt, wie sie ist.
Gib uns doch bitte dazu
Das seinerzeit leider
Nicht mitgelieferte
Weltgewissen!*«⁴ (S. 183)

Die Passage der jüdischen Dichterin, geb. 1907, stammt aus einem Gedicht mit dem Titel »Kurzer Dialog«. Es ist Bitte an Gott und Klage in einem, spiegelt Vertrauen wie Protest, also diejenige Grundhaltung, die für die Psalmen typisch ist, welche bekanntlich von jüdischen wie von christlichen Menschen gebetet werden.

Und diese Haltung wird gegen Ende des Buchs vergrundsätzlich:

»Geschichten gegen die Ohnmacht sind nicht zwangsläufig Geschichten des Gewinnens. Im Gegenteil. Viel öfter sind es Geschichten, in denen es um Verzweiflung geht, um Niederlagen. [...] Geschichten gegen die Ohnmacht beginnen folglich viel weiter vorne. In der Dunkelheit. Sie beginnen mit der Haltung, mit der die Unverrückbarkeit der Ereignisse bezweifelt wird. Mit der die Wirklichkeit als angeordnet, nicht als zementiert verstanden wird. Geschichten gegen die Ohnmacht handeln von den Momenten, in denen⁵ aus dieser Haltung Handlung erwächst. Sie beschreiben die vielen vergeblichen Versuche, die es brauchte, um sich Schritt für Schritt nach vorne zu bewegen.« (S. 221)⁶

Nur Schritt für Schritt, wo doch gerade bei dem Klimawandel die Zeit so drängt?⁷ Also doch wieder alles kleinreden? Das Buch schließt mit Worten der Großmutter:

»Wir haben uns einer Sache verschrieben, Luisa, in der wir immer wieder verlieren werden. Aber wir dürfen *unsere Hoffnung nicht auf einzelne Kämpfe verschwenden*. Oder an einzelne Regierungen oder einen guten Politiker. Die Hoffnung liegt in uns, denjenigen, die weitermachen. Es ist an uns, jetzt zu entscheiden, nicht länger so zu tun, als wäre alles nur halb so wild. Sondern zu *handeln, als ginge es um alles*. Denn das tut es.« (S. 227, Kursivierungen E.H.)

»Zu handeln, als ginge es um alles«. Das ist eine offensichtlich bewusst mehrdeutige Formulierung, die gerade darin so realistisch ist: Das eigene Selbstbild im Handeln ist nicht an den Erfolg gebunden. Es ist nur ein Handeln, als ob es um alles gehen *würde*.

Aber das relativiert die Gewichtigkeit der Entscheidung darüber, was ich jetzt tun könnte, gerade überhaupt nicht, denn es geht darin immer auch sehr wohl um alles. Das ist übrigens eine Art von Logik, die sich auch in einem Brief des Apostels Paulus in der Bibel findet: Dort in Bezug auf das, was man hat, Dinge etwa, ja selbst Beziehungen, ich würde ergänzen: auch eigene Fähigkeiten: Man dürfe sie genießen auf Zeit, aber sich nicht absolut damit identifizieren, darum: Haben als hätte man nicht.⁸ (vgl. 1. Kor. 7). Dort freilich, um zu verdeutlichen, dass Gottes Wirklichkeit der weltüberschreitende Bezugspunkt ist. Und doch sind das »als ginge es um alles« und das »als hätte man nicht« beide *grammatisch* Formen eines Irrealis, welche beide in der *Wirklichkeit der menschliche Praxis* Ausdrucksformen verantwortlicher Freiheit benennen.

Was die Jury überzeugt hat und worauf wir mit dem Preis aufmerksam machen möchten, ist diese Art von Sensibilität für die Tiefen des Lebens, für die Sie eintreten, Frau Neubauer, und die Sie in die Klimadebatte und die Klimabewegung einbringen.

III. (Provokation in einer Kanzelrede)

Und in diesem Zusammenhang möchte ich schließlich auch noch etwas ansprechen, was Sie, Frau Neubauer, einmal von der Kanzel aus gesagt haben. In einer sogenannten »Kanzelrede«.⁹ Sie hatten eine Einladung der Berliner Domgemeinde angenommen, so etwas zu tun. Gemeinden ver-

sprechen sich etwas davon, Personen des öffentlichen Lebens zu so etwas zu bitten. In den Akademischen Gottesdiensten hier in der Schlosskirche haben wir gerne Predigten im Dialog mit Wissenschaftler*innen aus anderen Fakultäten, die dann auch das Wort ergreifen.

Frau Neubauer hatte als Klimaaktivistin ausgerechnet die Aufgabe, sich zu dem »Sorget nicht« aus der Bergpredigt im Matthäusevangelium zu verhalten. Sie sprach denn auch gleich anfangs den Gegensatz an, als »ob wir Ökos nicht schon genug von unseren Sorgen berichtet hätten«. Die Rede ist ja in dem Heft, das die Anwesenden hier vor sich haben, enthalten.

Sie arbeitet heraus, wie die Kritik Jesu an dem Sich-Sorgen um den Reichtum als Versicherung für das Morgen auf eine bestimmte Art von Sorge hinweist, wie diese Kritik damit aber nicht ein »Vorsorgen« prinzipiell verbietet und ein »Fürsorgen« für andere erst recht nicht kritisiert. Allerdings liegt die Pointe im biblischen Text in der Ermutigung dazu, sich an den Vögeln und den Lilien ein Beispiel zu nehmen, die der himmlische Vater versorgt.

Wie verhält sich dann das zu dem Anliegen, das Mögliche zur Verringerung des menschengemachten Klimawandels zu tun? Zum einen geht es eben genau darum, so die Rede, die Hoffnung nicht zu verlieren. Das stellt denn auch der Schluss der Kanzelrede heraus.¹⁰ Aber er geht offenkundig von dort aus *nicht* den Weg, mit dem Verweis auf einen himmlischen Vater zu trösten und implizit zu sagen, dass man selbst nichts machen könne und wohl dann auch nicht brauche. Das wäre übrigens auch nicht vom Geiste der Bergpredigt, die auf ein verändertes Denken, Fühlen und Tun im Jetzt zielt. Und dies mit sehr provokanten Sätzen, mit denen sich dann die Prediger*innen herumzuschlagen haben.¹¹

In diesem Geiste schließt nun auch diese Kanzelrede mit einer Provokation. Das vermittelt freilich den Eindruck, dass hier das glatte Gegenteil zum Aufruf, dem himmlischen Vater zu vertrauen, propagiert werde. Heißt es doch am Schluss der Kanzelrede: »Gott wird uns *nicht* retten. Das werden *wir* tun.« Wird hier Gott kleingeredet?

Dass Gott *nicht* als Ausputzer für Fehlverhalten von Menschen zu gebrauchen ist, diese These schließt freilich der Sache nach an Propheten des Alten Testaments an. An deren Protest gegen eine gelebte Religion, die die eigenen Defizite der Gesellschaft ignoriert und stattdessen behauptet,

Gott wolle das so oder es sei für das Gottesverhältnis nachrangig. Stattdessen erwarteten diese Propheten konkretes verändertes Handeln der Menschen, fordern so etwas Unattraktives wie Buße.¹² So hat die Berliner Kanzelrede, und das, was sie in der Gesellschaft vertritt, durchaus eben den Charakter einer »prophetischen Stimme«.

In dieser Haltung liegt der Entschluss, es zu wagen, sich der so schweren Aufgabe anzunehmen, das Klima zu bessern. Das als begründet anzu- sehen inklusive der Schwierigkeiten. In den Worten jener Kanzelrede: »Weil wir verstanden haben, dass nichts schwerer [im Sinne wohl von »schwerwiegender« wie »schlimmer«] ist als Ohnmacht, als Nichtstun, als hin- und dann schnell wegzublicken.«

Darauf folgt noch ein weiterer Satz: »Wir werden uns retten, weil¹³ wir nicht den Glauben verlieren.« Das ist demnach der tiefste Grund: »[...] nicht den Glauben zu verlieren.« Und worin besteht dieser Glaube? Hier verweist die Berliner Kanzelrede terminologisch auf das andere Prinzip neben Gott als der tiefsten Gnade: das Prinzip von Gott als der letzten Gerechtigkeit (so wie es auch der Predigttext selbst tut¹⁴). Ich zitiere die letzten beiden Sätze der Rede: »Den Glauben an eine bessere, gerechtere Welt, die möglich ist, solange wir für sie kämpfen. Sorgt euch nicht.«¹⁵

Wieder ein Doppeltes: »möglich – solange« Da ist sie, in dem »möglich – wenn« eine Verknüpfung von Menschlichem (wir kämpfen) und dem Maß einer gerechten Welt. Will sagen: dass Gerechtigkeit sehr wohl möglich ist und dass sie abhängt von unserem Handeln.¹⁶ Das zu behaupten ist beides, total berechtigt – und zugleich erkennbar überzogen. Darum sind auch Predigten heute darin meist eher vorsichtig – und betonen das Geschenkhafte in Gottes Gerechtigkeit. In biblischen Texten freilich finden sich beide Positionen: Gottes letzte Gerechtigkeit und Gottes Gnade/Geschenk. Die Kanzelrede jedenfalls, die denn auch von der »gerechteren Welt« redet (und nicht den Begriff der Gerechtigkeit Gottes benutzt), braucht, ja darf nicht so vorsichtig sein. Und die Großmutter hatte es doch eben auf den Punkt gebracht, womit die Enkeltochter das Buch des »Gegen die Ohnmacht« beschlossen hatte: mit dem *Irrealis*, der zugleich *Wirkliches* benennt: »nicht länger so zu tun, als wäre alles nur halb so wild. Sondern zu handeln, als ginge es um alles. Denn das tut es.«^{17, 18}

Die Jury findet, Frau Neubauer, dass bei Ihnen die Klimaschutzthematik verknüpft ist mit einem

solchen Beitrag für die Gesellschaft, der zugleich kulturelle Tiefe zeigt, und es schließt dann auch ein, der Predigtkultur einen Anstoß gegeben zu haben. Darum also dieser Preis. Es ist uns eine Ehre, dass Sie ihn annehmen.

Anmerkungen:

¹ Luisa Neubauer / Dagmar Reemtsma: *Gegen die Ohnmacht. Meine Großmutter, die Politik und ich, Tropen* / J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, Berlin 2022 (Spiegel-Bestseller). Die in der Laudatio selbst zitierten Passagen lagen in einem Handout, eingelegt in die »Festschrift« (enthält: Schuler-Predigt, Kanzelrede Neubauer 2021, sieben weitere Predigten anderer Verfasser*innen aus der »Shortlist« der Jury), den Anwesenden vor.

² Es folgt noch der Satz: »Wir wollen neue Bande spannen, über die Generationen und über die Jahrhunderte hinweg.« (ebd.)

³ Vgl. S. 25: »Ohnmacht schaltet gleich: lässt kaum Nuancen zu, keine Widersprüche, keine Unebenheiten. Ohnmacht heißt: Alles ist vergebens, die Welt und ich in ihr gleichermaßen. Ohnmacht übersieht, ignoriert, leugnet die Widerstände an anderen Orten, zu anderen Zeiten, von anderen Menschen.«

⁵ Im Original steht hier versehentlich »dem«.

⁶ Vgl. auch: Haltung allein wäre allerdings nicht genügend: »Meine Großmutter demonstriert mit uns, weil sie in fast neunzig Jahren gelernt hat, dass eine Haltung zu haben nicht reicht. Man muss auch für sie eintreten.« (S. 75, Kursivierung E.H.) Vgl. auch den Bericht davon, dass die Großmutter einst die Kirchengemeinde St. Petri in Hamburg kritisierte, weil die während der Kirchengebäude-Sanierung am Baugerüst eine H&M-Werbung aufhängen ließ (und so Mieteinnahmen erzielte). Darin: »(Sie schreibt: Zugespielt sponsern unterbezahlte Arbeiterinnen an der Nähmaschine für die Sanierung einer Kirche in einer der reichsten Städte Deutschlands.)« (Kursivierung im Original) (S. 125)

⁷ Vgl. dazu »Der große entscheidende Unterschied zu vergangenen Kämpfen ist der: Heute fehlt uns die Zeit. [...]« (S. 227) Dabei dürfte präziser nicht die Dringlichkeit als solche das Besondere ausmachen, sondern das Phänomen des Erreichens drohender Kippunkte beim Klimawandel.

⁸ Vgl. 1. Kor. 7,29-31.

⁹ »Sonntag Reminiscere, 28. Februar 2021, 18 Uhr – Fastenpredigtreihe: Sinn. Fragen – Wie weiter? Kanzelrede »Von der Sorge – Matthäus 6,25-33« (<https://www.berlinerdom.de/mediathek/predigten/predigten-zum-nachlesen/predigten-2021/>), letzter Abruf 6.11.2023. Die folgenden Ausführungen beziehen sich auch diese Berliner Kanzelrede. Es gibt noch eine weitere Kanzelrede: *Mein Traum vom gemeinsamen Handeln – gegen die Ohnmacht*. Luisa Neubauer, Fridays for Future. Kanzelrede in der Michaeliskirche Leipzig zum Thema »I have a dream«, 9. Oktober 2022, veröffentlicht in: epd-Dokumentation 43/2022, 9-12.

¹⁰ In struktureller Analogie zum Verweis des Bibeltextes auf die versorgten Vögel und Lilien sind es hier positive Erfahrungen in der sozialen Welt: »Wie ich dabei die Hoffnung nicht verliere? In den letzten Wochen ist die Sonne rausgekommen, helles, strahlen, überall. Und als ich durch die Straßen in Berlin spazierte, und ich darin natürlich, wie könnte es auch anders sein, eine beunruhigende Wetteranomalie sah, da passierte noch etwas Anderes: die Menschen strömten von allen Seiten auf die Straßen, piffen beim Fahrradfahren, reckten sich in die Sonne, Kinder jubelten, ein Lächeln ging durch das Land. Am gleichen Abend war ich bei einer Gegendemo für die Opfer des rassistischen Anschlags in Hanau. Auch da strömten die Menschen an den Platz, diesmal bedächtig, trauernd, mit Masken und Schildern, mit Wut im Bauch und dem Willen etwas zu verändern. Und den ganzen Tag dachte ich: Die Menschen sind immer noch da. Es ist in diesen Tagen gut versteckt – aber wir sind noch immer – Teil von etwas, das größer ist als wir selbst. Man vergisst es so schnell. Diese Sehnsucht nach zusammenkommen, nach loslegen, Menschen schützen und Krisen bewältigen, sie ist da. Und sie wird dableiben. Und damit haben wir alles. Wir haben alles, was wir brauchen, um die Welt zu einem besseren, zu einem guten Ort zu machen. Was für eine Hoffnung darin steckt, so banal, so leuchtend.«

¹¹ Etwa: »Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und dir deinen Rock nehmen, dem lass auch den Mantel.« (Mt. 5,39f.) »Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. [...] Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden? Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.« (Mt. 5,45-48)

¹² Vgl. die Argumentationslinien z.B. bei Amos 5, 18-22 mit seiner Umdeutung dessen, dass Gott sich durch Feiern samt Opfergaben gnädig stimmen lasse: »Weh denen, die des HERRN Tag herbeiwünschen! Was soll er euch? Denn des HERRN Tag ist Finsternis und nicht Licht, [...]. Ja, des HERRN Tag wird finster und nicht licht sein, dunkel und nicht hell. Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie und mag eure Versammlungen nicht riechen. Und wenn ihr mir auch Brandopfer und Speisopfer opfert, so habe ich kein Gefallen daran und mag auch eure fetten Dankopfer nicht ansehen. Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören! Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach.« Oder Jeremia 7,3-9 mit seiner Kritik an einer einfachen Botschaft der Geborgenheit in Gott, die sich ein eigenes Tun erspart, und stattdessen der Aufforderung des Propheten zum eigenen Handeln: »So spricht der HERR Zebaoth, der Gott Israels: Bessert euer Leben und euer Tun, so will ich euch wohnen lassen an diesem Ort. Verlasst euch nicht auf Lügenworte, wenn sie sagen: Hier ist des HERRN Tempel, hier ist des HERRN Tempel, hier ist des HERRN Tempel! Sondern bessert euer Leben und euer Tun, dass ihr recht handelt einer gegen den andern und gegen Fremdlinge, Waisen und Witwen keine Gewalt übt und nicht unschuldiges Blut vergießt an diesem Ort und nicht andern Göttern nachlauft zu eurem eigenen Schaden, so will ich euch immer und ewiglich wohnen lassen an diesem Ort, in dem Lande, das ich euren Vätern gegeben habe. Aber nun verlasst ihr euch auf Lügenworte, die zu nichts nütze sind. [...] Und dann kommt ihr und tretet vor mich in diesem Hause, das nach meinem Namen genannt ist, und spricht: Wir sind geborgen, – und tut weiter solche Gräuelt.«

¹³ Kursivierung E.H.

¹⁴ Mt 6,33: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, [...]«.

¹⁵ Was bei Matthäus mit dem Verb des Trachtens, Begehrens, Sich Ausrichtens hin (auf die Gerechtigkeit) benannt war, beschreibt dieser Satz als ein »Glauben an« und »Kämpfen für« die Gerechtigkeit. In dem biblischen Satz wie in der Kanzelrede Neubauers wird der Zustand der Gerechtigkeit und ein menschliches Tun als etwas beschrieben, was miteinander verknüpft ist (und die sprachliche Art der Verknüpfung kann temporal, kausal und konditional gedeutet werden): »trachtet zuerst [nach der Gerechtigkeit (Gottes)], so wird euch das zufallen« – »glaubt an [eine gerechtere Welt], die möglich ist, solange wir für sie kämpfen« (Kursivierungen E.H.).

¹⁶ So z.B. auch das Jeremiazitat in Anm. 12 »Bessert euer Leben und Tun, so will ich [Gott] [...]«.

¹⁷ Auch die andere Leipziger Kanzelrede Neubauers von 2022 (siehe Anm. 9) schließt mit dem Irrealis, der zugleich Wirklichkeit benennt: Die Schlusspassage insgesamt lautet: »Der gemeinsame Traum eines gerechten und friedlichen Morgens ist kein romantisches Projekt für den lauen Nachmittag. Unser geteilter Traum ist mehr denn je ein existenzielles Gut. Und ebenso gab es nie mehr zu erträumen und nie mehr zu gewinnen. Ich habe einen Traum. Ich habe den Traum, dass wir in der Dunkelheit das Licht sehen, das unsere Träume entfachen können, hier und jetzt. Ich habe den Traum, dass wir die Kraft annehmen, die in dem Glauben an uns selbst liegt. Und dann loslegen, sanft und mutig, stark und solidarisch. Als ginge es um alles. Denn das tut es. Amen.« (12) In der Mitte ihrer Ansprache zitiert Neubauer aus der Bergpredigt Mt 5,5: »Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.« (Übersetzung Lutherbibel 2017) Auch dies ist ein provokant-prophetischer Satz. Er schreibt ausgerechnet unter den Menschen einer Gruppe, die durch nichts als ihre »Sanftmütigkeit« gekennzeichnet ist, das Erbe, den Besitz der Erde zu. Und das, obwohl doch Gott die Welt geschaffen hat. – Dem Bibelzitat in der Leipziger Kanzelrede ist übrigens der Satz nachgeschoben: »Ich denke in diesen Tagen viel darüber nach. Als Aktivistin und als Protestantin.« In der Berliner Kanzelrede bezeichnet sich Neubauer ebenfalls in einem nachgestellten (unvollständigen) Satz als »Christin und Aktivistin«.

¹⁸ Die Berliner Kanzelrede 2021 ist kritisiert worden. Am ausführlichsten durch den Beitrag »Luisa Neubauers nachchristliche Predigt im Berliner Dom«, verfasst von Achijah Zorn, erschienen in: »Tichys Einblick. Das Liberal-konservative Meinungsmagazin«, Ausgabe vom 06.03.2021 (<https://www.tichyseinblick.de/kolumnen/vorwort-zum-sonntag/luisa-neubauers-nachchristliche-predigt-im-berliner-dom/>), letzter Abruf 6.11.2023. Neubauers Rede, vom Verfasser durchgehend einfach als »Predigt« bezeichnet, habe »die Chance, die Fridays-For-Future-Bewegung in dieser besonderen Kirche sakralisieren zu dürfen, [...] sich nicht nehmen lassen«. Mit Verweis auf die Schlusspassage wird die These aufgestellt, es handele sich, neben einer »realitätsfernen Naturromantik« (bzw. einem unchristlichen »Dogma der unbefleckten Natur«) um ein ebenso unchristliches »Dogma der Erlösung durch Moral«: »Weltrettung und Sorgenfreiheit durch den hypermoralischen Gutmenschen – schöne neue Welt«. Dieser Charakterisierung stellt der Verfasser sein Deutungsangebot samt Aussagen zu dem, was er mag und was nicht, gegenüber: »Ich liebe die Natur. Darum mag ich alle Menschen und Gruppierungen, die sich für unsere

Umwelt mit finanzierbaren und effektiven Vorschlägen einbringen. Aber ich mag es nicht, wenn mir mit dem Umweltschutz eine grüne Religion untergejubelt wird. In meinen Augen ist es darum naiv, wenn die evangelische Kirche in Berlin unkritisch auf diese Religion des Hypermoralismus einschwenkt und damit ihren eigenen evangelischen Markenkern verrät.« Kernaussagen Zorns waren so formuliert: Es »hat Jesus Christus Ängste mithilfe der Geborgenheit in seinem »himmlischen Vater« gelindert (Matthäus 6,26)«. Gegenüber der Benennung von Schuld der Industriestaaten an der Klimakrise setzt Zorn den Kontrast so: »Verglichen damit hat Jesus Christus keine einseitigen Sündenböcke gezüchtet. Jesus Christus hat Schuld vergeben. Damit hat er Menschen über innere und äußere Kontinententfernungen versöhnlich zusammengebracht. Ich glaube, dass er damit mehr für eine bessere und gerechtere Welt getan hat, als das undifferenzierte Instrumentalisieren von Schuld und Schuldgefühlen zu eigenen politischen Zwecken.« Neubauer hatte freilich präziser von »Schuld und ignorierte Verantwortung« gesprochen. Die Theologie Zorns setzt auf Vergebung allein als Beitrag zur besseren Welt. Ich frage: Ist damit eigentlich der Schlusssatz des Bibeltexts, auf den sich die Kanzelrede bezog, erfasst? Der lief ja hinaus auf die Aufforderung: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit?« Das biblische »Sorget nicht«

setzt den Fokus damit anders als Zorns Reduzierung auf »Angstlinderung« und Vergebung von Schuld. Zorns meint, die Klimabewegung stelle eine verkappte und gegenchristliche Religion dar und deren Beachtung im Raum der Kirche (und, so ließe sich ergänzen, im Raum der wissenschaftlichen Theologie einer universitären Predigtpreis-Jury] sei schlicht unerlaubte sakralisierte Politik (also Ideologie). Doch diese These übersieht. Neubauers Kanzelreden (und die Anliegen von »Gegen die Ohnmacht« tun implizit Entsprechendes) haben eine Gemeinsamkeit mit der jüdischen und christlichen Botschaft: Dass Gottvertrauen gerade nicht soziale und gesellschaftliche Mitverantwortung (und auch die gegenüber der Gottes Schöpfung) beiseite zu schieben legitimiert. Neubauer argumentiert dabei zugleich so, dass sie den feinen Unterschied nicht übergeht, der zwischen solchem Gottesglauben besteht und dem, was eine nicht als Religion daherkommende Klimabewegung so darstellen muss, dass es nicht selbst von der Prämisse eines Gottvertrauens argumentativ abhängt: ob man allein in humanen Anteilen an sich selbst und an anderen Menschen die Basis für diese Hoffnung sieht oder ob man solche Erfahrung auf das Gegenüber des Handelns Gottes zurückführt, wie es ein jüdisch-christliches Selbstverständnis mit Verweis auf die biblischen Begegnungen mit Gott entdecken lässt und was das Anliegen der Predigt ist.



Dankesrede

Luisa Neubauer

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Jury und Kirchenmitglieder,

ich bedanke mich für die freundlichen Worte, für die Laudatio, für das herzliche Willkommen. Und natürlich, für die Auszeichnung.

Eine Rede zu halten, in Replik auf eine Rede von Ihnen, mit Verweis auf eine Rede von mir im Berliner Dom, da weiß ich jetzt spontan nicht, ob noch mehr Worte, all das jetzt noch besser machen. Aber gut – *schau'n wir mal*.

Nachdem nun so freundlich über meine Arbeit gesprochen wurde, scheint es mir ein guter Zeitpunkt zu sein, um über Fehler zu sprechen, genau genommen drei **Fehler**. Der eine wird Ihnen, falls Sie meine Dompredigt auf YouTube angeguckt haben, direkt ins Auge gesprungen sein:

Ich **hätte** damals auf meine Großmutter hören sollen, ich hätte mir davor noch einmal die Haare bürsten sollen. Dumm gelaufen, schieben wir es auf die Pandemie.

Für den zweiten Fehler muss ich etwas ausholen.

Ich habe mich in Vorbereitung auf heute zurückversetzt, in die Zeit, in der ich die Kanzelrede im Berliner Dom gehalten habe. Und ich habe mich an das Lebensgefühl erinnert, mit dem ich die Rede geschrieben habe.

In diesem zweiten Corona-Winter war die Stimmung im Land in etwa identisch mit dem Wetter in Berlin: kalt und grau. Manchmal sprach man in der Zeit davon, dass den Leuten das *Wasser bis zum Kopf* stand. Ich glaube es war viel mehr als das, ich, wir, die Menschen waren untergetaucht, so richtig, zum Boden des Ozeans.

Dort unten ist es kalt, die **Dunkelheit** kriecht ringsherum, das Atmen fällt schwer, auf den Schultern drückt die endlose Last.

Mit meiner Predigt habe ich probiert zu skizzieren, was passiert, wenn wir dort am Boden des Ozeans den **Kopf** heben. Uns **aufrichten**, die verkrampten **Schultern** entspannen. Was passiert, wenn wir unsere **Stirn** glätten, wenn wir nur für einen **Augenblick** rechts und links die Mundwinkel anheben, ganz leicht, (probieren Sie es einmal aus, fühlt sich ganz **gut** an!).



Ich habe probiert zu skizzieren, was passiert, wenn wir es dann wagen, den Blick weg von der Dunkelheit um uns herum, hin, nach **oben** zu richten. Dorthin, wo das Sonnenlicht durch die Wasseroberfläche bricht. Wir folgen dem Lichtstrahl dann zurück zu uns, von **oben nach**

unten. Mit den Augen zeichnen

wir nach, wie der Lichtstrahl durch das Wasser hindurch funkelt, bis zu uns in die Tiefe. Dann ist er da: ein **Weg**, ein **Ausweg**, von Druck zur Sicherheit, von **Sorge** zur **Fürsorge**. Wir wissen noch nicht, **wie** wir den Weg bewältigen, aber wissen, **dass** es ihn gibt.

(**Jap**, das in etwa war die Rede, drum herum gab es auch noch ein paar hübsche Details, aber **ich** kann das ja sagen, die hatten eher dekorative Zwecke)

Angesichts der Weltlage möchte ich an dieser Stelle noch eines hinzufügen: Rückblickend war all das, wir, der Ozean, der Druck, rückblickend war das **kein** Ausnahmezustand.

Rückblickend war es der Beginn einer neuen Phase in der Geschichte. Polykrise nennen das manche. Kleine Erfolge werden überschwemmt von immer neuen Krisen und Katastrophen, von

rechtem Populismus und Ausgrenzung, Flucht, Krieg, Klimakollaps.

Dunkelheit, wohin man guckt. Ich denke in diesen Stunden an all die Menschen die in diesen Stunden die Gewalt in Gaza erleben, die dem Terror der Hamas ausgesetzt sind. Ich denke an all die Jüdinnen und Juden, die **sich hier** und überall auf der Welt fragen müssen, wer sie **schützt**. Wir sind tief angekommen, unten im Ozean.

In dieser neuen Phase, ist es schwerer denn je den Lichtstrahl zu sehen, die Ohnmacht verlockt. In dieser neuen Phase sind selbst echte Erfolge bittersüß, wir fragen uns dann, ob und wie man da **feiern** kann, wenn doch so vieles so **schief** läuft. Es ist hart gerade, Aktivistin zu sein.

Zurück zu meiner Predigt.

Die hat genau wie diese Auszeichnung bei einigen für eine .. wie formulier ich das fröhlich? Für eine Art »Erstaunen« gesorgt. **Predigt statt Protest, Stille statt Streit**. Das muss für einige .. Herren .. da draußen, schwer zu verarbeiten gewesen sein. Es sind aber auch harte Zeiten, auf nichts ist mehr Verlass!

Es hat überrascht, dass wir und ich die Tonlage verändert haben. Das ich über die Menschen, statt über die Menschheit gesprochen habe. **Und ich glaube, hier liegt ein Fehler**.

Als wir angefangen haben, massenhafte Proteste für das Klima zu organisieren, da haben wir gesagt »Listen to the Science«, hört der Wissenschaft zu. Und an sich ist das richtig, die Natur- und Sozialwissenschaften, erklären uns haargenau, wie **drastisch** die Lage ist, wie **groß** die Gefahr für die Zukunft menschlicher Zivilisation ist - und glücklicherweise auch, welche **politischen** Wege und Emissionspfade wir zur Verfügung haben, um große Katastrophen **abzuwenden**.

Hört der Wissenschaft zu.

Und der Fehler? Nun, der Fehler lag wohl darin, dass wir die zweite entscheidende Botschaft vernachlässigt haben.

Die geht so: **Hört .. zu**.

Lasst uns einmal still werden, lasst uns einmal der **Welt** zuhören. Den Vögeln, den Flüssen, dem Wind. Hört den **Bäumen** zu, wie sie einatmen,

was wir eben noch ausgeatmet haben. Lasst die Erde einmal zu Wort kommen.

Und: Hört euch selber zu. Was bewegt sich da, vielleicht ganz leise, sodass man es **sonst** kaum wahrnehmen würde? Was passiert da, in der Stille?

Und ich vermute, wer sich traut, sich einmal ganz ehrlich und offen selbst zuzuhören, der findet dort, was man im Zweifel lieber nicht finden würde. Jemand, dessen Leben sonst verglast im **17. Anzugträgerstock** stattfindet, findet in sich womöglich eine Verbundenheit zur Erde, für die im Leben kaum Platz scheint. Andere finden in sich eine Trauer über die Welt, die wir schon verloren haben. Andere entdecken eine Trauer über die Vergangenheit, oder eine Kindheit, die man niemals hatte.

Man hört **weiter**, vielleicht findet man Angst, vor dem, was noch kommt. **Verlust Angst**. Angst vor ungerechter Politik oder ungerechten Krisen. Vielleicht ist da auch ein Schmerz: Weil man ahnt, all das nicht mehr ertragen zu können, den Kopf nicht mehr **über** Wasser **halten** zu können, nicht **mithalten** zu können, nicht **durchhalten** zu können. Ich bin nicht genug, hört man in sich vielleicht auch, was auch immer das heißen mag.

Ich kenne das. Ich kenne die Angst und **den Zweifel**. Ich kenne das Gefühl, wenn diese eine Nachricht kommt, oder diese eine Diagnose, und all das an Leben, was so belastbar und stabil wirkte, zusammenfällt, wie ein Kartenhaus. Alles würde man dann geben, für einen Notausgang, aus seinen eigenen Gefühlen.

Früher habe ich mich gesorgt, dass wir nicht schnell genug gewinnen. Heute sorgen ich mich, dass Menschen es überhaupt gar nicht mehr probieren. Zynismus, Resignation, Ignoranz oder auch: Dafür-Hab-Ich-Keine-Zeit, und: Das Klima interessiert mich nicht. Sie sind in diesen harten Zeiten unser größter Feind zu sein.

Ich dachte viel zu lange, dass das einzige was zählt, um die Welt **dadraußen** in Anteilen zu retten, das ist, was wir **dadraußen** machen: Massenproteste, Maßnahmenpakete, Emissionsziele. Und für eine Zeit lang hat das auch funktioniert, so selbsterklärend waren die Erkenntnisse, so ansteckend die Stimmung. Doch die Lage hat sich geändert, und heute stelle ich fest:

Ich lag falsch. Denn egal wie groß die Veränderung ist, die wir **dadraußen** bewirken wollen, sie

fängt mit uns und unserem Innersten an. Sie fängt da an, wo wir ganz persönlich entscheiden, neben dem Schmerz, der Trauer, der Angst, Platz zu machen. Für Mut, für die Erde, für radikale Zuversicht. Und, egal wie groß die Veränderung ist, die wir dadraußen bewirken wollen, sie endet auch wieder im innersten bei den Menschen, dort, wo - im besten Falle - ein neues Gefühl Platz findet, von Sicherheit und Zusammenhalt und Freiheit.

Wenn wir nicht dem zu hören, vor dem wir wegrennen, wenn wir nicht hinterfragen, ob vielleicht weniger eine souveräne Strategie uns leitet, sondern das Gefühl es irgendwem beweisen zu wollen (Grüße an den Dax an der Stelle), wie sollen wir jemals einlenken? Wenn wir nicht für einen Moment der Welt zuhören, von der wir abhängen, mit der wir eins sind, wie sollen wir erkennen, dass wir mit jedem Tag, in dem wir uns selbst ausbeuten, immer auch uns selbst ausbeuten?

Auf der Suche nach der Formel, wie man informierte, aber untätige Menschen dazu bringt, sich einzusetzen, fragt man Menschen oft, was ihr **Aha-Moment** im Klima war, wann es **Klick** gemacht hat. Und dann erwartet man den Verweis, auf DIE große Studie, auf DEN **einen spektakulären** Ausflug in die Arktis.

Wie lustig. Wenn wir anfangen zuzuhören, dann kann alles ein Aha-Moment sein. Dann kann es der eine Schmetterling sein, den wir auf dem Fenstersims angucken. Dann kann es die Frage sein, was die Schmetterlinge wohl über uns Menschen denken. Oder was unsere eignen Kinder denken. Wer für einen Moment zuhört, der versteht, dass es beim Aha-Moment gar nicht um die Welt dadraußen geht, sondern auf um die Welt in uns. **Hört zu.**

Jede große Aktion, jede erfolgreiche Kampagne - jeder Massenprotest der Geschichte - geht zurück auf endlos viele einzelne Menschen, die selbst für eine Sekunde lang **zugehört** haben, und sich haben berühren lassen, von der Welt. Manchmal ist das leicht, wenn Bewegungen ohnehin viel gewinnen, wenn die Stimmung gut ist. JETZT ist ES härter, weil es nicht gut läuft. Die Ohnmacht verlockt.

Und nein, ich glaube nicht, dass wir die Klimaleugner **so** für die Sache gewinnen können, oder diejenige, die es sich zum Hauptberuf gemacht haben, den Planeten für ihre Profite zu plündern. Da braucht es wohl was anderes. Aber

es sind nicht die Klimaleugner, die CEOs der fossilen Konzerne oder die rechten Intriganten, um die ich mich Sorge. Mir geht es um die vielen, vielen Menschen, die sehen, dass etwas nicht stimmt, dass etwas getan werden muss. Mir geht es um diejenigen, die sich vielleicht gerne erzählen, dass es jemand anders schon richten wird, dass sie vielleicht nicht gebraucht werden. Mir geht es um die vielen Menschen, die insgeheim wissen, dass das nicht stimmt. Und das ist eine schöne Nachricht, denn es heißt, dass man gesehen wird in dieser Welt. *Nehmt euch wichtig, denn ihr seid es.*

Und so scheint es mir kein bisschen überraschend mehr, dass auch das Klima in der Kirche gelandet ist. Denn wo sind die Orte, in denen zugehört wird, in denen durchgeatmet wird? Wo sind die Orte, wo aus einer inneren **Berührtheit Entschlossenheit** wachsen kann? Das sind die Orte des Glaubens, der Spiritualität, der Kunst, der Kultur. Für manche ist es das Fußballstadion oder das Taylor-Swift-Konzert. Auch gut. Im besten Falle werden sie zu Aktionszentren einer umkämpften Zeit, die Kraftzentren einer ernüchternden Zeit, zu Hoffnungszentren einer Zeit der Ohnmacht.

Soweit.

Und nun muss ich doch vielleicht einen kurzen Satz zu der Sache mit dem *Preis für das Lebenswerk* eingehen. Wenn wir uns in der Weltgeschichte umgucken, gibt es eine erschreckende Reihe an öffentlichen Personen, denen man im Alter von 27 ganz dringend einen solchen Preis für das Lebenswerk hätte mitgeben sollen, schlicht weil sie nicht so viel länger gepackt haben. Ich hingegen habe nicht vor, mich dem 27er Club anzuschließen - so Gott will - und frage mich dann doch, wie ich so einen Lebenswerks-Preis verstehen kann.

Meine Mutter hat sich gefreut - mit dem Verweis drauf, dass, wenn ich jetzt in Rente gehen sollte, wieder mehr Zeit hätte, mit ihr zu wandern. Es ist nicht nur das Alter, das mich nachdenklich macht, es ist auch die Tatsache, dass all das, was ich tue, letztendlich ein Gemeinschaftswerk ist. Möglich gemacht, von so vielen andern Menschen, die an andern Orten und zu andern Zeiten ihren Teil zur Sache beitragen.

Wir als Klimabewegung blicken zurück auf Generationen vor uns, die den Weg bereitet haben. Und wir handeln, weil wir wissen, Generationen nach uns, werden es weiterführen. Und so würde

ich es mir herausnehmen, diesen Preis als einen kollektiven Preis für ein Lebenswerk von so vielen zu verstehen und ihn als Stellvertretung entgegenzunehmen. Mit all den Stimmen und Gesichtern derjenigen im Herzen, deren Beitrag sich erst nach Jahren oder Jahrzehnten bemerkbar macht, die im Hintergrund geblieben sind, die alles gegeben haben, und viel zu selten ein Wort der Anerkennung erfahren haben.

Es gibt sie, die Auswege aus der Ohnmacht. Ich und so viele weitere, wir würden nicht machen, was wir machen, wenn wir nicht überzeugt wären, dass eine gerechtere und sicherere und freiere und nachhaltigere Welt in der Tat möglich ist.

Wie hoch unsere Chancen sind, die Dunkelheit zu bändigen, es entscheidet sich nicht länger an Studien und Erkenntnissen. Wir brauchen sie, denn sie informieren unser Handeln. Die Klimakrise entscheidet sich in dem Moment, in dem aus alledem, was uns, die Welt, unser Körper und unser Geist im Inneren sagt, Konsequenzen zu ziehen, wütend und liebevoll, entschlossen und empathisch. Dann erkennen wir, dass Hoffnung nicht aus der Zukunft kommt, die es noch nicht gibt. Oder aus der Vergangenheit, die wir nicht

mehr ändern können. Dann erkennen wir, dass Hoffnung das ist, was wir aus genau diesem Augenblick machen, der einzige Moment, für den wir die vollständige Verantwortung tragen.

Es ist hart gerade, der Ton wird rauer, die engagierte Zivilgesellschaft wird kriminalisiert. Was könnte es für einen besseren Moment geben, um darüber zu sprechen, dass der Ausgangspunkt für all, das, was wir gemeinsam erreichen können, nicht nur die Welt da draußen ist, sondern auch die Welt in uns drinnen. Wie radikal hoffnungsvoll. Um die Welt da draußen zu erreichen, können sich die Distanzen groß anfühlen. Reden wir von der Welt in uns, da werden die Wege auf einmal denkbar kurz. Einatmen, ausatmen, innehalten, zuhören. Als ginge es um alles. Denn das tut es.

Ach so und dritte Fehler? Nun, dass war der Fehler seitens der Organisatoren davon auszugehen, dass meine Rede nicht länger als 15 Minuten dauert. Aber was soll ich sagen - Es ist Klimakrise, und wir haben keine Zeit, um uns kurz zu halten.

Ich bedanke mich.



Predigt zu Johannes 1,19-28¹ (Predigt zum CSD-Gottesdienst 2023, München)

Nathalie Schuler, alt-katholische Gemeinde St. Willibrord, München

19 Und dies ist das Zeugnis des Johannes, als die Juden von Jerusalem aus Priester und Leviten zu ihm sandten mit der Frage: Wer bist du? 20 Er bekannte und leugnete nicht; er bekannte: Ich bin nicht der Christus. 21 Sie fragten ihn: Was dann? Bist du Elia? Und er sagte: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Er antwortete: Nein.[3] 22 Da sagten sie zu ihm: Wer bist du? Wir müssen denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du über dich selbst? 23 Er sagte: Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste: Ebnet den Weg für den Herrn!, wie der Prophet Jesaja gesagt hat. 24 Die Abgesandten gehörten zu den Pharisäern.[4] 25 Sie fragten Johannes und sagten zu ihm: Warum taufst du dann, wenn du nicht der Christus bist, nicht Elia und nicht der Prophet? 26 Johannes antwortete ihnen: Ich taufe mit Wasser. Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt, 27 der nach mir kommt; ich bin nicht würdig, ihm die Riemen der Sandalen zu lösen. 28 Dies geschah in Betanien, jenseits des Jordan, wo Johannes taufte. [Einheitsübersetzung 2016]²

Liebe Geschwister,

vor Jahren, als ich mit Kirche und Glauben noch nicht so viel anfangen konnte, waren ein guter Freund und ich uns einig, dass der CSD für uns der höchste Feiertag im Jahr ist. Ich kann auch immer noch nachvollziehen, wie wir das gemeint haben. Die Vorfreude und Vorbereitung, das Erlebnis von Gemeinschaft, die Hoffnung und Erinnerung, die mit diesem Tag verbunden sind, haben mit religiösen Festen Einiges gemeinsam. Jeden Sommer gehen queere Menschen auf der ganzen Welt auf die Straßen und erinnern an ein Ereignis, das unsere Geschichte verändert hat: Am 28. Juni 1969 gab es eine Polizeirazzia im New Yorker Stonewall Inn, einer Bar, die für viele schwule Männer, trans* Frauen und Dragqueens ein Zuhause war. Aber was in jener Nacht anders war als in allen anderen Nächten, war die Entscheidung mutiger queerer Menschen, sich diese Gewalt nicht mehr bieten zu lassen. Wegbereiter*innen wie Marsha Johnson und Sylvia Rivera gelang es, sich Gehör zu verschaffen. Dem abwertenden Blick, den große Teile der Gesellschaft auf sie hatten, stellten sie ihr Selbstbild gegenüber – ihr eigenes Bewusstsein ihrer Würde und eine Freiheit, die ihnen niemand nehmen konnte.

»Wer bist Du?« [V. 19 und 22] »Was sagst Du über Dich selbst?« [V. 22] wird Johannes der Täufer im heutigen Evangelium gefragt. Die Frage: »Wer bist Du?« meint immer auch: Wo ist Dein Platz in der Welt? Wie passt Du in die Normen und Erwartungen, die schon da waren, lange bevor Du da warst? Dabei ist Johannes mit seinem Gewand aus Kamelhaaren, der sich in der Wüste von Heuschrecken ernährt und Umkehr predigt, zu seiner Zeit gar keine ganz so schräge Figur, wie er uns heute erscheint. Asketische Wanderprediger*innen gab es auch andere. Johannes aber eckt mit seiner Kompromisslosigkeit an. Unerhört und unüberhörbar ist seine Botschaft vom Reich Gottes, das für ihn so nahe ist, dass es im Wüstenstaub, im Wasser der Taufe und in der Begegnung mit Jesus von Nazareth schon zu greifen ist. Die Priester aus Jerusalem versuchen, für dieses irritierende Auftreten eine passende Kategorie zu finden: »Bist Du der Prophet?« [V. 25] Und offensichtlich machen sie sich Sorgen, wie sie ihr Erlebnis mit ihm den anderen verständlich machen sollen, die ebenfalls eine Erklärung fordern.

Queere Menschen kennen die Frage nach der eigenen Identität. Wir haben sie uns selbst gestellt und sie von anderen gehört, mal von ehrlichem Interesse geleitet, mal auf eine Art, die uns in die Enge treiben will. Denn Queerness hat ja nicht allein mit Begehren zu tun, sondern auch mit unserem Sein. Viele von uns haben die Erfahrung gemacht, nicht in vorgegebene Schubladen zu passen. Und wer nicht einfach die vorgezeichneten Wege gehen kann, sondern eigene finden und bahnen muss, steht häufiger vor der Frage: Wer bin ich eigentlich? Und wie kann ich über mich selbst sprechen, so dass es sich richtig und wahr anfühlt?

»Was sagst Du über Dich selbst?« [V. 22] Johannes antwortet: »Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste: Ebnet den Weg für den Herrn!, wie der Prophet Jesaja gesagt hat.« [V. 23] Johannes antwortet auf die Frage nach seiner Identität also mit der Geschichte, zu der er gehört. Schon der Prophet Jesaja hat sein Auftreten vorhergesagt. Das bedeutet: Gott selbst hat ihm Ort und Zeit gegeben, um an ihrer* Welt mitzuwirken. »Deine Augen sahen mich, da ich noch nicht bereit war, und alle Tage waren in Dein Buch geschrieben,

die noch werden sollten und von denen keiner da war«, so haben wir vorhin mit Psalm 139 gebetet. Das ist auch Johannes' Erfahrung: Ein guter Gedanke Gottes zu sein und deswegen eine *Stimme* [vgl. V. 23] zu haben, die gehört werden muss. Denn Johannes ist nicht nur für sich selbst da. Er ist da, um den Weg für Gottes Gegenwart unter den Menschen zu bahnen. Sein ganzes Leben widmet er mit Hingabe dieser Arbeit: Steine aus dem Weg [vgl. V. 23] des Evangeliums zu räumen. Steine in Form von Gleichgültigkeit, Steine in Form von Angst vor einem fernen Gott, versteinerte Erwartungen, wie eine Begegnung mit Gott auszusehen hat. Johannes weiß, dass nach ihm jemand kommen wird, dessen Handeln noch weit größere Bedeutung haben wird als sein eigenes. Zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Jesaja und Jesus, zwischen der Weisheit Gottes am Beginn aller Zeit und dem Reich Gottes als Vollendung der Zeit, sieht Johannes seine eigene, einmalige Existenz.

Das wäre doch mal eine Antwort, wenn wir das nächste Mal gefragt werden, wer wir sind. Zumindest aber ist es etwas, was wir uns selbst immer wieder sagen sollten, denn auch wir sind von Gott gewollt und in die Geschichte eingebettet. Queere Menschen vor Jahrzehnten und Jahrhunderten haben sehnsüchtig in die Zukunft geblickt, die jetzt unsere Gegenwart ist. Sie haben gehofft und zum Teil unter Einsatz ihres Lebens dafür gekämpft, dass jemand einmal so frei sein kann, wie wir es sind. Eine queere Antwort auf die Frage »Wer bist Du?« könnte deshalb lauten: Ich bin der kühnste Traum derer, die vor mir dagewesen sind. Ich bin der, von dem gesagt wurde: Er wird selbst entscheiden können, was es für ihn bedeutet, ein Mann zu sein. Ich bin die, von der es hieß: Sie wird mit ihrer Frau und ihren Kindern in Frieden leben. Ich bin ein Mensch, der sich von der Liebe leiten lässt, wie uns verheißen wurde.

Queere Menschen vor uns haben einander geliebt, haben Gott geliebt und sind von der Liebe Gottes dazu bestärkt worden, ihre Einzigartigkeit nicht aufzugeben. In ihrer ganz konkreten, alltäglichen Zärtlichkeit, Treue und Solidarität ist das Reich Gottes zum Greifen nahegekommen. Die Liebe macht uns zu denen, die wir sind, und sie ist heilig, weil sie uns mit Gott und miteinander verbindet. Gemeinschaft der Heiligen bedeutet für mich genau das: eine Zugehörigkeit, in der all unsere individuellen Ecken und Kanten gut aufgehoben sind. Im Heiligenkalender der anglikanischen Kirche wird am nächsten Samstag an Pauli Murray erinnert. Pauli war queer und Schwarz,

Jurist*in, Dichter*in und Priester*in und hat mit unermüdlichem Einsatz seit den 30er-Jahren dafür gekämpft, die Welt zu einem gerechteren Ort zu machen. Die großen Durchbrüche für die Rechte von People of Color, Frauen und trans* Menschen in den USA wären nicht denkbar ohne die wegweisende Arbeit dieses zutiefst auf Gott vertrauenden Menschen. In München denken wir in diesem Jahr besonders an Leo Volleth, der den CSD-Gottesdienst hier in St. Lukas mit ins Leben gerufen hat und der im März verstorben ist. Leo war ein Wegbereiter für uns alle. Er bleibt Teil unserer Gemeinschaft, wenn wir hier zusammenkommen und Eucharistie feiern. Ich erzähle von diesen Menschen, die nur zwei von unfassbar vielen sind, weil in ihren Lebensgeschichten eine Hoffnung aufleuchtet, die nicht in Vergessenheit geraten darf. Pauli, Leo und viele andere haben Steine aus dem Weg des Evangeliums geräumt, indem sie queeren Menschen gezeigt haben, dass sie von Gott geliebt sind und ein gutes Leben verdienen.

In Dankbarkeit an die Menschen zu denken, die uns vorausgegangen sind, bedeutet auch, sich der eigenen Verantwortung bewusst zu werden. Noch immer ist für Queers längst nicht alles zum Besten bestellt, noch immer gibt es reaktionäre Stimmen in den Kirchen, Alltagsdiskriminierung und Gewalt. Wenn wir für einen Queeren Aktionsplan eintreten und für ein Selbstbestimmungsgesetz, das seinen Namen verdient, wenn wir verhindern, dass bereits erstrittene Rechte wieder zurückgenommen werden, sind wir selbst Wegbereiter*innen für andere.

Wer bist Du? Was sagst Du über Dich selbst? Ich bin verschwindend klein in der großen Menge von Gottes wunderbar geschaffenen Menschen.³ *Nach mir* [vgl. V. 27] werden andere kommen, die freier und lebendiger sein werden, als ich es mir vorstellen kann. Ich habe Umwege und Durststrecken hinter mir. Aber ich bin einer Liebe begegnet, für die ich leben muss, um sie weiterzugeben. Ich kann das Wasser noch funkeln sehen, mit dem ich *getauft* wurde und habe das Wort noch im Ohr, das mich mit neuem Leben erfüllt hat. Ich will tun, was ich kann, damit die Wege bereit sind, die Gott mit anderen Menschen gehen will. Ich will Gottes Straßen queer machen, damit meinen Geschwistern nichts im Wege steht: Keine Angst, keine Armut, keine unterdrückenden Gesetze und keine einengende Deutung von Gottes Wort. Ich will Gottes Straßen queer machen, damit die Kreativität und Hingabe, die queere Menschen der Welt zu bieten haben, sich voll entfalten können.

Wenn wir gemeinsam verwirklichen, was andere für uns erträumt haben, ist das Himmelreich ganz nahe. Und die barmherzige Liebe unseres Gottes lenke unsere Schritte auf den Weg des Friedens. Amen.

Anmerkungen:

¹ Die Predigt ist auch im Internet veröffentlicht unter: http://www.csd-gottesdienste.de/csd2023_predigt.html.

² Johannistag: Alttestamentliche Lesung: Ex 15,13.17-21, Antwortpsalm: Ps 139.

³ Vgl. Psalm 139, 13-16a: »Du selbst hast mein Innerstes geschaffen, hast mich gewoben im Schoß meiner Mutter. Ich danke dir, dass ich so staunenswert und wunderbar gestaltet bin. Ich weiß es genau: Wunderbar sind deine Werke. Dir waren meine Glieder nicht verborgen, / als ich gemacht wurde im Verborgenen, gewirkt in den Tiefen der Erde. Als ich noch gestaltlos war, sahen mich bereits deine Augen.«



Kanzelrede »Von der Sorge« – Matthäus 6,25-33 (2021)¹

Luisa Neubauer, Klimaschutzaktivistin²

Berliner Dom, 28. Februar 2021

»25 Darum sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? 26 Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel kostbarer als sie? 27 Wer ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? 28 Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. 29 Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. 30 Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: Sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen? 31 Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? 32 Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. 33 Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner 33 Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.«

Liebe Gemeinde hier im Berliner Dom, und wo auch immer sie über den Livestream feiern. Ich freue mich sehr hier sein zu dürfen. Dabei könnte man durchaus meinen, dass das hier eine denkbar dumme Idee ist. Ich, hier, mit einer Kanzelrede, in der Fastenzeit, unklar, ob ich mir damit einen Gefallen tue. Was könnte sinnbildlicher sein, für die strengen Klimakinder, die alle Welt zum Dauerverzicht zwingen wollen, als die Fastenzeit. Dem Vorwurf der moralischen Überhöhung mit einer Predigt im Berliner Dom zu entgegnen, scheint ebenfalls etwas unglücklich. Und dann auch noch zu dem Titel »Von der Sorge« sprechen, als ob wir Ökos nicht schon genug von unseren Sorgen berichtet hätten, bis in den letzten Winkel der Republik unsere schlechte Laune getragen hätten.

Mir haben Menschen im Vorfeld geschrieben, ob man die Kirche nicht einfach einmal im Dorf lassen kann, das sei ja auch klimafreundlicher. Ich habe dann geschrieben, »Sorry, nein, aber durchatmen. Wir schaffen das«. Und genau so ist, des-

halb bin ich hier, als Christin und als Klimaaktivistin.

Lassen Sie uns also anfangen, bei der Sorge, und jetzt wird's persönlich. Denn die Sorge ist natürlich groß, bei mir, wie bei den meisten Menschen in diesen Tagen, in diesen Zeiten. Seit einem Jahr vermisse ich meine Großmutter, ich frage mich, ob meine Geschwister ihre Jobs behalten werden. Ich Sorge mich um meine Mutter, die als Krankenschwester Tag ein Tag aus, unter unfassbarem Druck für die Erkrankten kämpft, ich erlebe, wie meine Kommiliton*innen die Angst vor der Leere, am Ende ihrer Ausbildung plagt. Ich erlebe die zehrende Sehnsucht meiner Freund*innen aus Kunst und Kultur, die endlich wieder spielen wollen.

So viel Schwere, so viele Ungerechtigkeiten. So viel Sorge.

Und natürlich, bekomme ich dann ein schlechtes Gewissen, was haben wir schließlich noch für ein Glück hier, wenn ich an unsere Aktivist*innen aus Uganda, Indien oder Nigeria denke, in deren Leben die Sorge um eine oftmals milde verlaufende Infektionskrankheit noch ein Luxusproblem ist. Dort findet in diesem Augenblick ein Kampf um Lebensgrundlagen statt, den wir als reiche Industrienationen einst ausgelöst haben, und in vollem Bewusstsein über die Konsequenzen dessen bis heute weiter befeuern. Manchmal frage ich mich, wie wir uns über die Kontinente hinweg überhaupt noch in die Augen schauen können, so groß die Schuld, und schlimmer noch, die ignorierte Verantwortung.

Und damit steigt die Sorge direkt weiter, und das Leben verschmilzt in der Pandemie zu einem einzigen Brei besorgter Müdigkeit, die man ab und zu zum Spazieren ausführt. Wir Menschen sind soziale Wesen, wir brauchen Nähe und Wärme, wir brauchen Perspektiven und Sicherheit, all das Mangelware. Pandemie, Klimakrise, Ungerechtigkeiten, wir schreiben, logischerweise, Weltrekorde im Sorgen. Auf Twitter fragten Menschen zu Beginn der Fastenzeit ironisch, auf was man denn überhaupt noch verzichten möchte, nach fast einem Jahr, dessen Tage mit »das RKI meldet« beginnen.

Und man kommt nicht drum herum, sich zu wundern, wie es denn sein kann, dass eine solche

Pandemie uns so packt. Ein blöder Zufall, einfach Pech? Ja, auch. Aber nicht nur. Man hat gewarnt, dass die Abholzung, die ökologische Zerstörung, das Räubern bis in die letzten Ecken der Wildnis, dass das Folgen haben würde. Wir selbst haben die Welt geschaffen, die die Übertragung von Infektionskrankheiten zwischen Menschen und Tieren, so wahrscheinlich macht. Wir haben einen Risiko-Planeten geschaffen, der für uns selbst zur Gesundheitsgefahr, zur Lebensgefahr wird.

Ich Sorge mich bei dem Gedanken daran nicht nur, ich trauere. Ich trauere, um die Welt die wir schon verloren haben, um die Arten, die nie wieder leben werden. Und ich trauere um die Welt die wir, alle zusammen, in der Zukunft zu verlieren haben. Und so gehen wir auf die Straßen, protestieren, intervenieren, wann auch immer es geht.

Das Problem ist nur das: Wir kommen nicht hinterher. Wir Menschen sind mittlerweile so hoch-routinierte Krisenantreiber. Und sehr, sehr ungeübte Krisenbeender. Nichts symbolisiert diese Ungleichzeitigkeit besser, als die Tatsache, dass die Pandemie uns so schnell eingeholt hat, dass wir nicht mal mehr in Massen auf die Straße gehen können, um die Bekämpfung der ökologischen Krise einzufordern, was wiederum helfen würde, Pandemien in der Zukunft zu verhindern - die Krisen überschlagen sich. Und wir?

Ich gucke mich um, ich spüre die Schwere. Wut und Sorge machen sich breit in meiner Brust, legen sich klamm auf meine Schultern. Auf den Straßen spazieren Menschen auf und ab, reden, hasten, schlürfen Kaffee. Wolken ziehen vorbei, ein Auto hupt. Als wäre nichts. Etwas in mir zieht sich zusammen, ich schlucke schwer. Sorge. Schwere Sorge.

Und jetzt. Was fangen wir nun an, mit diesen Sorgen. In Matthäus 6, dem biblischen Text, um den es mir heute geht, wird die Sorge so besprochen: *»Darum sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?«*

Ich blicke hier in irritierte Gesichter, ja, in der Tat, was soll das? Wie kann man in diesen Zeiten keine Sorgen haben? Und es geht weiter:

Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die

Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.

Gut, zunächst denken Sie vermutlich, wie ich auch, schön wär's, welche Vögel? Die paar, die wir noch nicht ausgerottet haben? Aber im Ernst, wie lässt sich das verstehen? Keine Sorgen zu machen, also nicht mehr an Morgen denken? Als hauptberufliche »An Morgen Denkende« kommt mir das nicht stimmig vor.

Aber so muss man es nicht verstehen. Es geht nicht darum, dass nicht geplant, nicht vorausschauend gehandelt werden soll. Auch die Vögel bauen Nester für ihre Eier, sie treffen Vorbereitungen. Es geht auch nicht um Sorglosigkeit in Form von Unachtsamkeit, oder gar Rücksichtslosigkeit, was phasenweise eine sehr beliebte Interpretation von Freiheit ist. Nein. Bei »Sorgt euch nicht« geht es um eine bestimmte Qualität der Sorgen. Es geht um Sorgen, die ins Leere führen, die inhärent unproduktiv sind, die Energie rauben, Momente stehlen.

Genau dabei liegt an uns, sie nicht nur anzuerkennen, sondern viel mehr einen richtigen Umgang zu finden. Konkret heißt das: Es liegt an uns, im Hier und Jetzt darauf hinzuwirken, dass diese Sorgen in Zukunft kleiner werden – indem wir ein Umfeld schaffen, dass Sorgenfreiheit begünstigt. Wie sieht das praktisch aus? Die Magie kommt von einer einzigen Silbe, die aus den Sorgen Vor-Sorgen macht. Aus Sorgen werden Vorsorgen, wir lassen uns begeistern von der Idee der Prävention. Wir nehmen die Sorgen fest in die Hand, verstehen sie als Anstoß, als Quelle der Kraft eine bessere Welt zu gestalten.

Matthäus sagt uns an der Stelle auch noch Folgendes:

»Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo Motten und Rost sie fressen und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Motten noch Rost sie fressen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.«

Aha, könnte man jetzt sagen, mit Hilfe von Matthäus will sie uns doch noch das Auto wegnehmen? Nun, dazu würde ich an dieser Stelle nur so viel sagen: Wenn du etwas besitzt, dass du nicht loslassen kannst, dann besitzt du es nicht, dann besitzt es dich. Aber das ist ein Thema für einen anderen Tag.

Die entscheidende Botschaft von Matthäus spielt sich hier für mich in einer ganz anderen Dimension ab: Die großen Schätze der Welt gilt es nicht zu sammeln. Es gilt sie zu beschützen. Es ist der Planet, die Schöpfung, die alles bereitstellt, was wir brauchen. Wir müssen uns, wie die Vögel nicht sorgen – eigentlich – denn es ist alles da, vorausgesetzt, wir gehen achtsam damit um. Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. Wenn wir Vor-Sorgen, muss uns das Ver-Sorgen nicht sorgen. Die unendliche Vielfalt der Arten, der Pflanzen und Tiere ist für uns da. Der Boden, der auch zehn Milliarden Menschen ernähren könnte, ist da, wenn wir auf ihn aufpassen. Die Sonne und der Wind sind da, die uns Energie spenden, wenn wir uns darauf einlassen. Und für uns da sind auch die unglaublichen Höchstleistungen von Menschen. Von Menschen die im Herzen gut sind, die Gutes tun wollen, wenn man sie lässt. Es ist alles da.

Statt aber unsere Schätze im Himmel zu sammeln und die Schöpfung zu bewahren, wüten wir. Wir häufen an, lassen Gier und Neid regieren. Wir machen aus einem »immer mehr« – »immer mehr Sorgen«. Und weil wir Reichtum in Geld und nicht in Wert messen, ergibt all das sogar Sinn. Noch zumindest.

Aber es geht auch anders. Und es wird auch anders werden. Was mich da so sicher macht? Es ist die Sinnfrage. In dem Augenblick, in dem wir innehalten, so richtig, tief und ehrlich – dann, spätestens dann, geht es nicht mehr auf.

Wieso würden wir nicht alles daransetzen, eine genuin gerechtere und bessere Welt zu schaffen. Wieso würden wir nicht so viele Sorgenquellen wie nur irgend möglich besiegen. Wieso würden wir nicht die beste Version an Menschheit sein, an Mensch sein, die wir nur irgendwie sein können. Wieso würden wir nicht Privilegien nutzen, um uns für die einzusetzen, die keine, oder weniger haben? Wieso würden wir nicht anerkennen, dass wir schon lange spüren, dass die ökologische Zerstörung, die wachsende Ungleichheit so nicht mehr aufgehen, dass es keinen Sinn macht sie kleinzureden, abzulenken? Wieso würden wir uns nicht von der Gewissheit treiben lassen, dass Gott uns alles mitgegeben hat, was wir brauchen um uns selbst zu retten?

Und: Wer sollte uns jetzt noch davon abhalten? Sind es am Ende des Tages nur wir selbst?

In dem Augenblick, in dem wir anerkennen, wie gewaltig unsere gemeinsame, planetare Verlust-

fahrung ist, und wie mächtig unsere Sorgen geworden sind, in dem Augenblick eröffnet sich ein ganz neuer Blick auf unsere Welt. Auf unsere Welt, die aus dieser Pandemie heraus, wahrhaft besser werden könnte.

An dieser Stelle brauchen wir schließlich, neben der Vorsorge, noch etwas Anderes.

Dafür statten wir unsere Sorgen mit einer zweiten, weltbewegenden Silbe aus, einem Für. Wir machen aus den Sorgen umeinander, Fürsorgen, füreinander. Und zwar aus folgendem Grund:

Wir werden mutig sein müssen.

Wir werden mutig sein müssen, aus diesen Krisen heraus zu kommen. Wir werden mutig sein müssen anzuerkennen, dass es die Normalität nicht mehr gibt, wie wir sie kennen. Wir werden mutig sein müssen, zuzulassen, dass Weniger-Mehr befreien kann. Wir werden mutig sein müssen, die Versprechen von fossilem Wachstum und glorifizierter Ignoranz zu hinterfragen. Wir werden mutig sein müssen, Empathie zu zeigen, für Menschen in der Ferne, die wir zwar nicht kennen, für deren Schicksal wir aber mit verantwortlich sind. Wir werden mutig sein müssen, von Schatz-Suchern zu Schutz-Suchern zu werden. All das ist gar nicht so leicht in einer Pandemie. Es ist schwer, mutig zu sein, wenn man einsam, wenn man alleine ist. Es ist viel leichter mutig zu sein, wenn man zusammen ist. Mut wächst aus Gemeinschaft. Mut wächst aus Sorgen, die zu Fürsorgen werden, die unsere Beziehungen wachsen lassen. In Fürsorge Gemeinschaften stärken, die in Vorsorge Lebensgrundlagen bewahren können.

Wissen Sie, ich beschäftige mich jeden Tag mit der Klimakrise, mit der ökologischen Zerstörung und mit den Ungerechtigkeiten, die sie ermöglichen, und die von ihnen befeuert werden. Ich sehe überall Sorgen, und viel zu wenig Vorsorge, von Fürsorge ganz zu schweigen.

Wie ich dabei die Hoffnung nicht verliere?

In den letzten Wochen ist die Sonne rausgekommen, helles Strahlen, überall. Und als ich durch die Straßen in Berlin spazierte, und ich darin natürlich, wie könnte es auch anders sein, eine beunruhigende Wetteranomalie sah, da passierte noch etwas Anderes: die Menschen strömten von allen Seiten auf die Straßen, piffen beim Fahrradfahren, reckten sich in die Sonne, Kinder jubelten, ein Lächeln ging durch das Land. Am glei-

chen Abend war ich bei einer Gedenkdemo für die Opfer des rassistischen Anschlags in Hanau. Auch da strömten die Menschen an den Platz, diesmal bedächtig, trauernd, mit Masken und Schildern, mit Wut im Bauch und dem Willen etwas zu verändern. Und den ganzen Tag dachte ich: Die Menschen sind immer noch da.

Es ist in diesen Tagen gut versteckt – aber wir sind noch immer – Teil von etwas, das größer ist als wir selbst. Man vergisst es so schnell. Diese Sehnsucht nach zusammenkommen, nach loslegen, Menschen schützen und Krisen bewältigen, sie ist da. Und sie wird dableiben. Und damit haben wir alles. Wir haben alles, was wir brauchen, um die Welt zu einem besseren, zu einem guten Ort zu machen. Was für eine Hoffnung darin steckt, so banal, so leuchtend.

Gott wird uns nicht retten. Das werden wir tun. Weil wir es wagen, die Schwere der Krisenbewältigung anzunehmen. Weil wir verstanden haben,

dass nichts schwerer ist als Ohnmacht, als Nichtstun, als hin- und dann schnell wegzublicken. Wir werden uns retten, weil wir nicht den Glauben verlieren. Den Glauben an eine bessere, gerechtere Welt, die möglich ist, solange wir für sie kämpfen. Sorgt euch nicht. Amen.

Anmerkungen:

¹ So der Begriff in der Internetveröffentlichung dieses Texts durch die Gemeinde Berliner Dom:

<https://www.berlinerdom.de/mediathek/predigten/predigten-zum-nachlesen/predigten-2021/>.

² Wesentlicher Grund für die Jury-Entscheidung war die Schrift: Luisa Neubauer / Dagmar Reemtsma: *Gegen die Ohnmacht. Meine Großmutter, die Politik und ich*, Tropen-Verlag / J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, Stuttgart 2022 (Spiegel-Bestseller).

